

Seeuferschutz vor! : Neues vom Quai von Lugano und Altes von Zürich

Autor(en): **Ammann, Gustav**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Heimatschutz = Patrimoine**

Band (Jahr): **28 (1933)**

Heft 5

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-172607>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Seeuferschutz vor!

Neues vom Quai von Lugano und Altes von Zürich.

Ein Gast von Lugano, der wieder einmal seinen gewohnten Bummel längs dem blauen Ceresio macht, beginnend beim Giardino pubblico, unter den Linden gegen Paradiso hinauswandernd, am Huguenin, Walther und Lloyd vorbei, entdeckt plötzlich, dass sich das ihm so gewohnte Bild verändert hat. Etwa in der Mitte seiner Seepromenade, da, wo die Kirche Sta. Maria degli Angioli an das Grand Hotel lehnt, bestand seit einigen Jahren ein Provisorium. Dort war die Quaimauer seinerzeit versunken und das damit weggespülte Erdreich durch Schuttanfüllung ergänzt worden. Man erwartete immer, dass diese Wunde einmal behandelt werde. Dieses Frühjahr ist es geschehen. Ganz Lugano spricht von «der» Neuanlage.

Aber wie, das ist euere Anlage? Ist da ein Bergsturz niedergegangen oder hat Neptun die Steine der alten Quaimauer wieder an euere Ufer geschmissen? Aber nein doch, «man habe ein natürliches Ufer schaffen wollen», erfährt man, etwa wie in Zürich beim Mythenquai oder Zürichhorn. Eine richtige Mauer sei zudem aus technischen Gründen nicht möglich gewesen, da ihr das gleiche Los wie ihrer Vorgängerin beschieden sei, nämlich vom See verschlungen zu werden.

Denti della Vecchia, Monte Brè, Monte Caprino, Generoso und S. Salvatore schauen hinunter und wir zu ihnen hinauf. Damit sie sehen, dass wir sie verehren, hat man wohl diesen Steinhaufen geschaffen. Damit die Steine recht zur Geltung kommen sollen, hat man sie aufrecht gestellt. Besucher seien auf die prachttvolle Silhouette aufmerksam gemacht mit den verschneiten Bergen dahinter! Seitenansichten sind ganz besonders dankbar, sei es mit den Häusern der Stadt oder mit S. Martino als Hintergrund. Man steigt bei den weissen Pfosten, die Brücken mit dem Ufer verbinden, über Holzprügeltreppen zwischen dem Steinlabyrinth in die schmucken Motorboote. Die Matrosen stehen vor den Steinen am Ufer. Die Steine ziehen die Fremden förmlich an. Man steigt hier sicher vorteilhafter und romantischer in die Schiffe, wie bei den ganz gewöhnlichen, gemauerten Ufern oder bei den gepfläster-ten Rampen. Die Steine werden übrigens begrünt. Man hat tiefe Erdbeete zwischen sie geschüttet, Hängeweiden, Yucca und allerlei Gesträuch gepflanzt, das sich dazwischen und darüber legen soll, als kleiner Wald oder botanischer Garten gedacht. Endlich eine Abwechslung! Dieser langweilige Quai, von Paradiso bis Stadtpark nichts als Mauern! Und die Städtchen und Dörfer am ganzen See auch, Gandria, Morcote, wie langweilig! Evviva Zurigo!

Wenn sie wüssten! Eigentlich sollte man Zürich dafür haftbar machen, dass es bei sich diese Steinhaufen noch duldet. Man sieht ja, was für Unheil sie anrichten. Möge doch der Neptun des herrlichsten der blauen Seen sich ein zweites Mal erbarmen und die ganze Blamage nochmals in den kühlen Grund versenken! Lugano könnte sich dann nochmals überlegen, was hier zu machen wäre. So etwas darf aber be-



Phot. H. Rüedi S. A., Lugano



Phot. H. Rüedi S. A., Lugano

Bergsturz- und Troglodytenstil bei Lugano

stimmt nicht mehr vorkommen. Der Besucher ist sonst genötigt, sich hinter dem Grand Hotel einen Weg zu suchen und erst nachher wieder zum Quai vorzustossen, um nicht dauernd verärgert zu werden.

Gustav Ammann.

Zur Geschichte des Heimatschutzes.

Prof. Dr. C. Hilty, der grosse schweizerische Staatsrechtslehrer in Bern, schrieb in einem der von ihm herausgegebenen Politischen Jahrbücher der schweizerischen Eidgenossenschaft (3. Jahrg. 1888, S. 749) unter anderem folgendes:

«Der industriell habsüchtige Geist unserer Zeit denkt an nichts als an Geldgewinn; die Natur ist für ihn nur noch ein Ausbeutungsobjekt: Schöne Seen ablassen, um Torf zu gewinnen, malerische Felswände mit Annoncen beklecksen, Aussichten verbauen, um für Wirtshäuser einen Tribut zu ermöglichen, mittelalterliche Tore und Türme niederreißen, um dem «Verkehr» Raum zu schaffen, einem Götzen, dem nur in einer gleichartigen Mittelmässigkeit wohl ist — das sind alles Zeichen dieses Geistes. Die nämlichen Leute, welche die mittelalterlichen Bauten zerstören, bauen dagegen an Festen, also zu Zeiten, wo der Verkehr gerade am grössten ist, Triumphbogen im Stil der ehemaligen Tore und Türme in die Strassen, weil sie doch das geheime Bewusstsein ihrer alltäglichen Nüchternheit nicht unterdrücken können, und bringen das aus den öffentlichen Strassen und Plätzen verbannte Mittelalter an modernen Privathäusern an, wo es sich nur noch komisch ausnimmt.» — Im zweiten Jahrgang der Politischen Jahrbücher ferner finden wir folgende bemerkenswerte Stelle (S. 799), aus der die Anschauung ersichtlich ist, als seien die Verstösse gegen den Heimatschutz unlösbar mit dem Fremdenverkehr verbunden: «Die Konzessionsgesuche für Bergbahnen auf alle möglichen Alpenhöhen entlockten in der letzten Bundesversammlung einem würdigen Epigonen der alten Zuger, welche bei Arbedo die Kriegsehre der Schweiz retteten und an der Porta ticinese in Mailand dem Herzog Massimiliano die Schlüssel seines Landes unter dem Protektorat der Eidgenossenschaft übertrugen, einen Schmerzensruf, der wohl würdig ist, registriert zu werden, als Ausdruck einer Gesinnung, die gar nicht vereinzelt dasteht, sondern noch in vielen Schweizerherzen lebt. Der ‚Fremdenverkehr‘ ist an die Stelle des ‚fremden Dienstes‘ getreten. Abhängigkeit vom Ausland und eine gewisse innere Degeneration ist die Gefahr beider, und ein Teil auch des heutigen Verdienstes bringt in der Tat wenig dauernden Segen. Aber wenn auch die heutigen Mitglieder der Bundesversammlung, wie diejenigen des Jahres 1504, diesem Götzen durch einen eidlich beschworenen Beschluss entsagen wollten, so würde er, wie damals doch geraume Zeit seinen einmal eroberten Thron behaupten, sintemalen das Bedürfnis eines solchen Erwerbes, namentlich für die ärmeren Berggegenden, vorhanden ist, und der Mensch nur durch *eigene Erfahrungen* lernt. Es gehört aber bereits zu den Resultaten von Erfahrungen, wenn solche Stimmen in offiziellen Kreisen sich erheben und man anfängt, zunächst wenigstens gleichgültiger gegen Fremdenindustrie und Zahnradbahnen zu werden. Es gibt manche Dinge im staatlichen Leben, die vorläufig ertragen werden müssen. Die Hauptsache ist dann nicht, ob sie bestehen, sondern ob sie von den massgebenden Personen eines Landes als ein Glück oder als ein Uebel angesehen werden.

Fangen wir zunächst nur selber damit an, diese allzu bequemen Bergbahnen und allzu grossartigen Gasthöfe nicht zu benutzen, sondern an einer gewissen Einfachheit und Natürlichkeit wieder Geschmack zu gewinnen, so wird sich auch der Gedanke nach und nach Bahn brechen, dass es für viele Gegenden durchaus nicht unbedingt als ein Glück zu betrachten sei, wenn ein starker Fremdenverkehr daselbst entsteht und dass überhaupt auch darauf etwas ankomme, *wie* das Geld verdient wird. Denjenigen Klassen der höhern Gesellschaft Europas, die nichts besseres kennen, als neun Monate in übermässiger Arbeitslast oder übermässigem Genussleben ihre Gesundheit zu verderben, müssen wir vorderhand wohl oder übel bis die Mode wechselt als Sanatorium dienen; die Hauptsache für uns ist, dass unser eigenes Volk nicht *mit* in eine Lebensanschauung hinein gerät, die jedes Jahr drei Monate Erholung und neun Monate Arbeit, oder gar umgekehrt, bedarf.» N.-S.